

## Nachkriegskindheit im Bohlenweg

Erinnerungsbericht Hildegard Beuschlein (ca. 2005 verfasst)

Geboren bin ich mitten im Krieg, am 14. Mai 1941. Wahrscheinlich war ich nicht geplant, Mama war bereits 40 und Papa 48 Jahre alt, als ich zur Welt kam. Mein Bruder Hermann war schon 14 und über den Familienzuwachs eher weniger begeistert. „Meine Eisenbahn kann ich nun wohl auf dem Speicher aufstellen“, soll er gesagt haben, als Mama an Weihnachten das Geschwisterchen ankündigte. Bernhard war 11 und Marilies knapp 10. Mein Vetter Josef, der im 1. Stock unseres Hauses wohnte, war auch nicht sehr interessiert, als er die Nachricht von meiner Geburt hörte. „Kleine Kinder gibt es jeden Tag, aber heute schlüpfen die jungen Eichelhäher und das habe ich noch nie gesehen“, war sein Kommentar. Papa hatte nämlich zahme Eichelhäher und Dohlen in einer Voliere. Hermann hat seine Bedenken offenbar rasch aufgegeben, denn er wurde mein Hoffotograf. Zu Weihnachten hatte er einen Fotoapparat bekommen und die meisten Aufnahmen aus meinen ersten Jahren hat er geschossen.

Ob meine ersten Erinnerungen aus dem Jahr 1944 oder 1945 stammen, weiß ich nicht, aber ich weiß noch gut, welche Angst ich hatte, als wir samt Oma Götz und Tante Lieschen während der Bombenangriffe im Bohlenweg im Keller saßen. Offenbar stand da auch zeitweise mein Gitterbett, und ich erinnere mich genau, dass ich mich einmal zwischen Mamas Beine gehockt und in ihre Schürze eingewickelt habe, während es draußen krachte und heulte. Bernhard und Hermann halfen nach solchen Bombenangriffen beim Löschen, Hermann war zu guter Letzt noch bei den Flaghelfern.

Es muss wohl kurz vor dem Kriegsende gewesen sein, als mich Bernhard auf dem Fahrrad quer durch den Wald auf die Buchenmühle in der Nähe von Sulzbach zu Tante Settchen und Tante Elly in Sicherheit gebracht hat. Ich habe vage Erinnerungsfetzen von Panzern und Soldaten auf der Straße und sicher weiß ich nur, dass abends beim zu Bett gehen immer das gleiche Ritual ablief: Offenbar suchten alle mehr oder weniger gleichzeitig die eingebauten Bettischen auf, denn Tante Elly ermunterte mich jedes Mal: „Wer zuerst schläft, pfeift!“ Natürlich wollte ich gewinnen und nur einmal habe ich Tante Elly pfeifen hören. Als dann die Amerikaner immer näherkamen, flüchteten wir nach Leidersbach und ich kann mich dunkel erinnern, dass ich zu einem wildfremden Kind ins Bett gelegt wurde. Als wir später wieder zur Buchenmühle zurückkamen, hatten die durchziehenden Soldaten fürchterlich gehaust. Die Gläser mit dem eingemachten Obst aus dem Keller waren geöffnet und der Inhalt in den Zimmern auf die Teppiche ausgeleert. Die Bettfedern flogen, und, laut Erzählung der Erwachsenen, waren die Wohnräume zu Toiletten umfunktioniert. Mir hat man den Anblick dieser Barbarei nicht zugemutet. Am Karfreitag holten die Eltern mich wieder ab, der Krieg war aus und wir konnten nach Aschaffenburg zurück. Ich trug einen Lodenmantel mit einer angeknöpften spitzen Kapuze und als wir heimkamen und als erstes nach den Hühnern schauten, hatten die in der Zwischenzeit so viele Eier gelegt, dass Papa meine Kapuze vom Mantel knöpfte und die Eier darin sammelte.

Ich weiß nicht mehr, ob wir während unsere verschiedenen Aufenthalte auf der Buchenmühle Bucheckern sammelten um daraus Öl zu gewinnen, oder ob das zu Hause war, an den kratzigen Geschmack der dreikantigen Nüsschen erinnere ich mich aber sehr gut. Zum Basteln waren die aufgeplatzen vierzipfeligen, stacheligen Bucheckernhüllen jedenfalls gut zu gebrauchen. Zusammen mit Eicheln konnte man daraus Tänzerinnen mit wippenden Röckchen und Zipfelmützchen zaubern.

Meine erste Begegnung mit den Amerikanern fand vor unserem Haus statt. Einige Jeeps fuhr im Schritt -Tempo hintereinander den Bohlenweg hoch, als wir da auf der Straße spielten. Sie lachten, waren sehr freundlich und einer schenkte mir die erste Orange meines Lebens. Tagelang habe ich sie nur angeschaut und daran gerochen, ehe ich sie essen wollte. Später

bekamen wir von einem dunkelhäutigen, netten GI dann öfter dubble-bubble Kaugummi geschenkt, mit dem man wunderbare Blasen machen konnte.

Am oberen Bohlenweg standen einige unversehrte Villen. Die wurden von den Amerikanern beschlagnahmt und als Offizierswohnungen genutzt. Wir Kinder fanden schnell heraus, dass es sich lohnte, dort in die Mülltonnen zu schauen. Da lagen manchmal komplette Packungen Toastbrot und andere Lebensmittel drin, von denen wir kaum die Namen wussten. Mama habe ich das nicht immer erzählt, sie hätte mir das sicher verboten.

Oma Götz war in der Betgasse ausgebombt worden und wohnte deshalb einige Zeit bei uns. Ihr Bett stand im großen Wohnzimmer, ich schlief bei den Eltern in einem weißen, eisernen Kinderbett und abends blieb die Tür zum Flur einen Spalt breit offen. Sonntags früh kroch ich manchmal zu Papa ins Bett und es gab eine Kitzelorgie bis ich „Feuer und Wasser“ schrie, dann hörte Papa auf.

Hermann kam nach einigen Monaten in der Kriegsgefangenschaft auch wieder heil zurück und paukte für das Notabitur. So war unsere Wohnung mit sieben Personen belegt und vor allem sonntags früh, wenn wir uns gleichzeitig für die Kirche fertig machen wollten, ging es manchmal recht chaotisch zu. Da unser Bad sehr eng war, installierte Papa später im vorderen, dem „kleinen“ Wohnzimmer noch ein Waschbecken. Nachdem Familie Stadtmüller aus dem 2. Stock ausgezogen war, bezogen Hermann und Bernhard ein Zimmer oben und Marilies und ich schliefen auf einer Eckcouch im „großen“ Wohnzimmer. Das Bettzeug wurde tagsüber in selbst genähte Überzüge aus lindgrünem Gmindener Linnen gestopft, die als Rückenpolster für die Couch dienten. So war der Raum gemütlich und am Ausziehtisch und der großen Eckbank fanden viele Platz.

Ihre letzten Jahre verbrachte Oma Götz im Hospiz in der Frohsinnstraße. Ich besuchte sie dort wöchentlich und kann mir ihr Zimmer noch genau vorstellen. Sie hatte ein Nasentröpfchen, das übrigens Bernhard und ich geerbt haben, trug immer dunkle Kleidung und einen dünnen Haarknoten. Sie war der einzige Großelternanteil, den ich erlebt habe. Opa Götz war Diabetiker und von Diät hielt er wohl nicht allzu viel, entsprechende Therapie, wie heute üblich, gab es noch nicht. Dementsprechend früh starb er. Die Großeltern Vogler waren auch schon lange gestorben.

Beim Weggehen schenkte mir Oma gewöhnlich 5 Pfennig für ein Eis. Ich fand es ganz schlimm, als das Eis auf 10 Pfennig aufschlug, weil ich Oma nicht anbetteln durfte. So verwickelte ich sie in ein allgemeines Gespräch über die Teuerung und ließ die Preiserhöhung vom Eis einfließen. Sie lächelte und gab mir 10 Pfennig, die ich auf dem Heimweg bei Bäcker Grau in der Würzburgerstraße in Zitroneneis umsetzen konnte.

Wochentags aßen wir am großen Küchentisch, an dem viele Platz fanden. Da war auch öfter Tante Magda dabei, eine Lehrerin der Töchterschule. Sie war etepetete und hielt streng auf gute Tischsitten. Außerdem sollte ich sie küssen, was ich nicht mochte.

Oma stand häufig schon vom Tisch auf, wenn noch gar nicht alle fertig waren. Sie fing an zu spülen, damit sie warme Hände bekam, und ich musste ihr öfter den Rücken reiben, wenn ihr kalt war. Weil sie so oft fror, kontrollierte sie ständig, ob ich eine Strickjacke und, je nach Jahreszeit, eine wollene Unterhose an hatte. „Die Kleine hat wieder nichts um und nichts an!“ und Marilies musste mir hinterherlaufen.

Da wir keinen Kühlschrank besaßen, wurde im Sommer an sehr heißen Tagen die Butterdose ins Spülbecken unter den tropfenden Wasserhahn gestellt. Die Verdunstungskälte hielt die Butter einigermaßen kühl.

Flaschenkorken durften nicht weggeworfen werden, da unsere rostigen Messerklingen vor dem Spülen mittels eines Korkens und Ata blank geschauert werden mussten. Das Abwaschbecken war aus rotem Sandstein, das Spülwasser wurde auf dem Herd heiß gemacht und erst

später aus dem Durchlauferhitzer im Bad geholt. Beim Abtrocknen musste jeder mal helfen und in späteren Jahren wurden dabei oft wichtige Gespräche mit Mama geführt.

Das Essen war ein großes Thema zu dieser Zeit. Es gab mittags grundsätzlich eine Suppe, „Ess Suppe“, wie Papa sagte, und zum Anreichern häufig Hefeflocken mit Schinken-, Rauch- oder Käsegeschmack. Da gab es Wecksuppe und geröstete Griessuppe, Kerbel- und Sauerampfersuppe, Kartoffel- und Tomatensuppe und was der Garten sonst gerade hergab. Ich hasste Sauerampfersuppe, musste sie aber essen. Wenn ich sie mittags verweigerte, wärmte Papa sie mir abends wieder auf, es gab sonst einfach nichts. Tante Finchen in Wiesen, von der später noch die Rede sein wird, kommentierte diese Erziehungsmethode auf ihre Weise: „Die armen Kinder in Aschaffenburg, sie müssen alles essen, auch wenn sie es gleich wieder erbrechen müssen.“, was in Ihrem Dialekt noch ganz anders klang.

Was aßen wir sonst noch?

Fischfrikadellen aus Weißfischchen und Fischköpfen, die durch den Wolf gedreht wurden und die Mama dank ihrer Beziehungen zur Unterfischergasse manchmal bekam, Ausschöpfklöße mit saurer Lunge, Kartoffelgemüse, Linsen- und Erbseneintopf, Schinkennudeln, ab und an ein Huhn aus dem eigenen Hühnerstall, wobei mich das Schlachten, d.h. Köpfen mit dem Beil auf dem Hackklotz gleichzeitig abschreckte und anzog. Beim Brühen, Rupfen und Ausnehmen war ich weniger zimperlich. Bei dieser Gelegenheit bekam ich frühzeitig faszinierenden Anschauungsunterricht über die Funktion des weiblichen Eierstocks. Kam der Braten dann auf den Tisch, sagte Mama jedes Mal beim Verteilen: „Esst ihr mal, ich habe in meinem Leben schon soooo oft Hühnerbeine gegessen!“

An Weihnachten gab es manchmal eine Gans. Dazu gehörten unbedingt Kastanien und es war ein großer Aufwand sie zu pellen, abzukochen und die aufgequollene, rotbraune Haut von den heißen Maronen abzuziehen. Mama jammerte, aber sie konnte es auch nicht lassen. Außerdem waren Apfelbrei, Rotkraut und seidene Kartoffelklöße ein Muss. Dazu mussten die Äpfel erst mal geschält und gedünstet werden, das Rotkraut gehobelt und gedämpft, die Kartoffeln hälftig gekocht und heiß durch die Presse gedrückt bzw. roh gerieben und ausdrückt miteinander gemischt und zu Knödeln geformt werden. Nicht zu vergessen die Füllung für die Gans und deren ständiges Begießen während der Bratzeit! Der erste Weihnachtsfeiertag war für Mama sicher ein einziger Stress.

Solche Festessen waren selten. Angeblich soll auch Pferdefleisch auf den Tisch gekommen sein. Mich hätte das nicht gestört. Die fleischlose Küche überwog aber bei Weitem:

Weckklöße mit Zwiebelsoße, Kartoffelbrei mit Spiegelei und grünem Salat, von dem Papa sich eine Portion abnahm, bevor er angemacht wurde („Probier doch mal, es schmeckt so viel besser, richtig nach Nuss“). Wenn es Frikadellen gab, steckte in einer ein abgebrochenes Streichholz. Das war Papas Anteil ohne Zwiebeln, die er wegen seiner Magengeschwüre nicht vertrug.

Lang ist die Liste der Süßspeisen:

Kirschenmichel, Karthäuser Kloße mit Vanillesoße. (Sollte es ausnahmsweise mal Weinsoße geben, musste ich beim Röhrl eine Flasche Apfelwein holen.), Mehlspatzen mit eingemachtem Obst, Apfelpfannkuchen, Quarkklöße mit Zimt und Zucker, gebackene Grießschnitten, Reisauflauf, Weckpudding mit eingeweichtem Dörrobst, Rohr- und Dampf nudeln, und Scheiterhaufen als Resteverwertung für trockenen Gesundheitskuchen.

Einmal buk Mama Maisgriesschnitten, die mir sehr gut schmeckten. Die zweite Portion mochte ich nicht mehr so gerne. Die Milch hatte nicht gereicht und die Polenta war nur mit Wasser gekocht und schmeckte fad.

Apropos Milch: Die gab es in der Ludwigsallee in einem kleinen Häuschen hinter dem Garten von Frankenbergers bei Frau Keß. Sie schöpfte mit einem Halblitermaß aus Aluminium die Milch aus großen Kannen. Wenn ich Glück hatte, konnte ich beim Röhrl durch den Garten gehen und abkürzen. Manchmal war aber das Tor am Ausgang zur Ludwigsallee abgeschlossen und dann musste ich nicht nur zurück-, sondern auch bei Neyns außenrum laufen. Außerdem stand da jede Woche mindestens einmal ein Bierfuhrwerk mit ganz riesiggroßen Gäulen, vor denen ich ziemlich Angst hatte. Ich ging grundsätzlich auf der anderen Straßenseite und einmal, als ein Pferd so arg mit dem Kopf schüttelte und mit den Hufen scharrte, bin ich so erschrocken, dass ich den großen Umweg den Bohlenweg wieder hinauf über die Peter-Vischer-Str. und die Ludwigsallee hinunter ging.

Zum Abendessen gab es oft geröstete Kartoffeln. Wenn unsere kalten Pellkartoffeln von mittags dafür nicht mehr reichten, wurde ich hoch zu Frau Stadtmüller in den 2. Stock geschickt. Sie hatte meist noch ein paar im Fliegenschränkchen im Gang unter der Speichertreppe im Vorrat. Zu den Röstkartoffeln gab es je nach Jahreszeit grünen oder Tomatensalat, grüne Soße oder auch einfach Dickmilch. Brot mit Aufschnitt (am liebsten mochte ich Gelbwurst, von der ich manchmal, wenn Mama aus der Stadt kam, auch mal eine Scheibe pur bekam) stand selten auf dem Tisch, ab und zu gab es Pellkartoffeln mit Limburger Käse und einem Stück Butter und der höchste Genuss und absolute Rarität waren Stöllchen mit Schweizer Käse und dazu eine Kanne Kakao.

Wenn unsere Hühner fleißig waren, hatten wir im Sommer genug Eier und die überzähligen wurden in einem Steinguttopf, der im Keller stand, in Wasserglas eingelegt.

Zu meiner Erstkommunion legte die Nachbarschaft zusammen, Tante Johanna schloss sich an und so hatte Mama genug Zutaten für einige Kuchen. Die Spender waren dann natürlich auch eingeladen oder bekamen am Weißen Montag noch einen Kuchenteller. Tante Johannas Obstkuchen war bei uns nicht so beliebt, weil der Guss genauso dick war, wie der Obstbelag. Als Geschenke erhielt ich ein paar Tafeln Schokolade, diverse Sammeltassen, einige Hortensienstöcke, die anschließend in den Vorgarten gepflanzt wurden und zweimal sechs silberne Kaffeelöffel. Von meiner Patentante Paula bekam ich eine Armbanduhr, ein Herrenmodell, aber das nahm man damals nicht so genau.

Mama war sehr fromm. Herz-Jesu-Freitage und Quatember wurden eingehalten, wir gingen zur Rorate und sie schickte mich regelmäßig zum Beichten. Kam ich danach heim, begrüßte sie mich als ihr Engelchen. Das mochte ich überhaupt nicht und ich suchte die Begrüßung zu vermeiden.

Einmal im Monat war große Wäsche.

Mama hatte dann einen Termin in der Mietwaschküche bei Frau Geiger in der Fischergasse. Am Vortag wurden die großen Waschkörbe aus Weidengeflecht voll beladen auf unseren Pritschenhandwagen gestellt, festgezurt und Hermann oder Bernhard zogen die Karre. Bergabwärts ging das ja noch. Frühmorgens am Washtag steckte Mama einen Reisaufwurf oder etwas Ähnliches in Handtücher gewickelt zum Ausquellen in ihr Bett, das die Funktion einer Kochkiste übernahm, und ging zum Waschen. Das dauerte mit Hilfe von Frau Geiger, die auch schon das Einweichen übernommen hatte, den ganzen Tag. Bei schönem Wetter war wenigstens die Bettwäsche dann schon wieder trocken, wenn wir die saubere, aber nasse und schwere Wäsche wieder heim schafften. Manchmal musste ich helfen und hinten schieben. Zuhause wurde aufgehängt, getrocknet, gebügelt und ein Teil zum Mangeln beiseitegestellt, hauptsächlich die Bett- und Tischwäsche. Dafür brauchte man dann einen Termin bei Grubers in der Betgasse. Da wurde vorher gestärkt und eingesprengt und dann alles durch die Mangel

gerollt. Frau oder Herr Gruber legten ein und wir nahmen vorne entgegen und falteten. In der Heißmangel roch es gut und manchmal besuchten wir auch Frau Fuchs, die oben drüber wohnte.

Beim Aufhängen der Wäsche fielen mir einmal so komische Teile auf, sie sahen fast aus wie Manschetten für Hemden, waren aber aus weichem Gestrick, oben und unten mit Knopfloch versehen und ich konnte mir nicht vorstellen, wie man sie anknöpfen sollte und sie jemals bei Papas Hemden gesehen zu haben. Ich fragte Mama, sie wurde etwas verlegen und sagte, sie würde mir das später erklären, wenn ich zur Erstkommunion gegangen sei. Den Zusammenhang verstand ich nun überhaupt nicht, aber ich fragte auch nicht mehr. Irgendwann drückte sie mir dann eine Broschüre in die Hand und sagte, ich solle ab und zu ein Kapitel lesen. Ich zog mich zurück und fing gleich an. Ich erfuhr einiges über Bienen und Blumen aber nichts, was mich wirklich interessiert hätte, obwohl ich das Büchelchen gleich bis zum Ende durchlas. Mein Informationsstand besserte sich erheblich, als sich Hermann einen Brockhaus bestellte und endlich der Band G erschien. Was mir noch fehlte, entnahm ich einem einschlägigen Werk von Van de Velde, das ich im Schlafzimmer meiner Eltern fand.

Mama ging auf das Lyzeum und war auf dem Weg zum Abitur, als ihre Eltern den Betrieb des kleinen Kolonialwarenladens an der Mainbrücke nicht mehr alleine schafften. So musste sie von der Schule und im Laden helfen. Sie erzählte oft, wie sie während der Inflation morgens mit einem Koffer voller Geld nach Würzburg gefahren ist, um irgendetwas zu kaufen, weil das Geld am Abend schon nichts mehr wert war. Da der Main im Frühjahr häufig Hochwasser führte, stand dann auch der Laden unter Wasser und die Herings- und Petroleumfässer schwammen.

Mama konnte hervorragend Kopfrechnen. Manchmal machten wir uns einen Spaß daraus, ihr schwierige Aufgaben zu stellen wie etwa  $391 \times 613$  oder so. Sie sagte dann: „Wart’ mal“, es dauerte ein bisschen und dann kam die richtige Antwort, die ich inzwischen schriftlich errechnet hatte. Dafür konnte sie aber kaum einen geraden Strich zeichnen und auch mit ihren Nähkünsten stand es nicht zum Besten. Bevor Marilies in der Schneiderlehre war, kam so zweimal im Jahr Else Friedrich, genannt Tante Else, die Hausnäherin. Dann wurde die Pfaff- (oder war es Singer?) Nähmaschine ins kleine Wohnzimmer geräumt und alles zusammengetragen, was zu flicken war. Da wurden Bett-Tücher gestürzt, die Einschlagtücher für unsere Koltern oben neu angesetzt, Hemdkragen erneuert, indem aus dem Rückenteil des Hemdes unten ein Stück herausgeschnitten und durch einen anderen Lappen ersetzt wurde, Manschetten gewendet und ab und zu eine ganz neue Schürze genäht. Auch ich bekam zwischendurch mal ein Sommerkleid. Einmal hat mir auch Bernhard eins genäht, das hatte Flügelärmel und ich fand es ganz toll.

Mama hatte später auch eine Haushaltshilfe, Putzfrau sagte man damals. Das war Frau Schneider aus dem Pestalozziblock. Sie hatte rote Haare, einen Knoten und ihr Sohn, der etwas älter war als ich, hieß Ludwig. Manchmal kam er mit. Frau Schneider arbeitete jeden Freitag und bevor sie ging, scheuerte sie den Hausgang und die Sandsteintreppe mit der Wurzelbürste.

Müßig habe ich Mama selten gesehen. Es gab einen großen Stopfkorb und immer irgendetwas zu reparieren. Wenn ich mich abends beklagte, weil ich ins Bett musste, sagte sie oft, sie möchte einmal so früh schlafen gehen dürfen wie ich. Im Sommer war sowieso keine freie Minute wegen der Einkocherei. Und zwischendurch packte sie mir noch ab und zu eine Tasche mit Gemüse und Obst aufs Fahrrad und schickte mich in die Görresstraße zu Gollwitzers, wo ich alles ablieferte.

Wenn sonntags kein Kaffeebesuch kam, räumte Mama schon mal eine Schublade auf oder sie schrieb, und das oft und gerne, Briefe. Wenn ein Familienmitglied nicht in Aschaffenburg war, wurde geschrieben. Telefon gab es zu der Zeit bei uns noch nicht und so hielt Mama auf diese Weise mit allen Kontakt.

Nach dem Krieg kamen oft Flüchtlinge, arbeits- oder heimatlose Männer vorbei und klingelten um eine Gabe. Geld gab Mama nie, aber jeder bekam einen Teller Suppe und eine Scheibe Brot. Zum Verzehren setzten sie sich im Treppenhaus auf eine der unteren Stufen und klingelten wieder, wenn der Teller leer war.

Papa zeigt mir, dass an unserem Hauseingang irgendwelche Zigeunerzeichen eingeritzt waren, die dem Eingeweihten anzeigten, dass man bei uns etwas zu essen bekam.

Es gab zwei Versuchungen in Mamas Leben: eine war der Katalog von Witt/Weiden. Sie blätterte immer wieder, suchte aus und verwarf, um endlich unter manchen Seufzern ein halbes Dutzend blaugrau gewürfelter Grubenhandtücher für die Küche zu bestellen. Zu mehr reichte es meist nicht. Als irgendwann die Anschaffung einer Kolter, wie bei uns die Woldecken genannt wurden, unumgänglich war, bat sie mich, und das fiel ihr sicher sehr schwer, den Inhalt meines Sparschweins zu opfern, das von der Erstkommunion her noch etwas fetter war. Sie wollte mir das Geld auch bestimmt wiedergeben, sobald es ginge.

Die zweite Versuchung hing mit einer Adresse im Bayerischen Wald zusammen, bei der man im Herbst Hiffenmark bestellen konnte. Es gab Eimerchen mit 5 Pfund und manchmal wurde Mama schwach.

Samstags war Badetag. Dazu wurde anfangs der Badeofen angeschürt. Als wir später einen Durchlauferhitzer bekamen, musste das Bad im Winter mit einem tragbaren Petroleumofen geheizt werden. Wenn die Haare gewaschen waren, eine Prozedur, die ich wegen der Seife in den Augen hasste, zündete Mama in der Küche das Gas in der Bratröhre an, ließ die Klappe des Gasherdes offen und Marilies und ich setzten uns so lange davor, bis die Haare trocken waren.

Im Mai hatte ich es wichtig. Erstens musste ich den Maialtar richten. Dazu brauchte ich kleine Vasen, Blumensträußchen, eine kleine weiße Decke und eine Muttergottesstatue. Die Blumen mussten immer frisch sein und außerdem ging ich abends oft in die Maiandacht.

Zweitens war im Mai Muttertag. Ich bastelte meist ein Herz aus Pappe, stach ganz viele Löcher rein und zog dann Margeritenblüten durch, bis die Pappe völlig verdeckt war und nur noch ein gelb-weißes Blütenherz übrigblieb. Frühmorgens stand ich auf und deckte den Tisch mit dem guten Geschirr. Es hatte Rosenknospen auf weißem Grund und einen Goldrand. Mama hat sicher die Luft angehalten, während ich da rumklapperte, kam aber erst aus dem Bett, wenn ich sie rief und tat dann völlig überrascht.

Und vor allem war im Mai mein Geburtstag. Auch wenn bei uns ursprünglich die Namenstage gefeiert wurden, gab es zum Geburtstag einen Kuchen und ein kleines Geschenk.

Mama konnte sehr gut schwimmen und ging als Mädchen im Sommer täglich ins Krappbad im Main, das von der Fischergasse ja auch nur einen Katzensprung entfernt war.

Als ich Schwimmen lernte, musste ich ins Stadtbad laufen. Das war pro Wegstrecke und trotz Abkürzung über das Brennofengässchen mehr als eine halbe Stunde, heimwärts bergauf manchmal noch länger. Ich hatte einen Korkschwimmgürtel und einen Badeanzug aus Amerika mit extravagantem Rückenausschnitt. Als Proviant nahm man vielleicht eine Scheibe Brot mit und manchmal 10 Pfennig. Dabei kam ich dann in die Zwickmühle, ob ich mir für das

Geld eine ahoi Brause oder noch eine Scheibe Brot kaufen sollte. Manchmal legten wir zusammen und kauften Waffelbruch.

Als ich endlich schwimmen konnte, wollte ich meine neu erworbene Fähigkeit Mama natürlich auch vorführen und bat sie immer wieder, mit mir ins Stadtbad zu kommen. Zu damaligen Zeiten besaßen 50-jährige Frauen aber in der Regel keinen Badeanzug und als ich Mama nach langem Betteln überreden konnte mitzukommen, saß sie dann im Hemdblusenkleid mit weißem Ausputz an Ärmelaufschlägen und Kragen auf der Bank, schaute mir zu und lobte mich.

Irgendwann war mein amerikanischer Badeanzug verwachsen und Mama meinte, ich müsse mir aus Wollresten einen neuen stricken. So saß ich Anfang der großen Ferien hinterm Haus auf der Gartenbank und strickte. Wolle war damals nicht in den heute üblichen Docken gewickelt, sondern in Strängen geschlungen. Man musste entweder jemanden finden, der einem den Strang beim Abwickeln zwischen den ausgebreiteten Armen hielt, oder man musste ihn über eine Stuhllehne hängen. Als Anreiz wickelte Mama mir oft eine kleine Überraschung zwischen die Lagen und in die Mitte ein Bonbon oder ein kleines Spielzeug, besonders, wenn der Knäuel aus aufgezogener Wolle bestand, die dann ständig riß und neu eingestrickt werden musste. Wunderknäuel nannte sie das. Irgendwann hatte ich es geschafft, das Teil war fertig (und auch im Schritt nicht zu knapp, was Mama sehr genau kontrollierte,) und ich ging stolz ins Schwimmbad. Die Freude war kurz: Beim Schwimmen merkte ich, wie schwer der Badeanzug wurde und als ich aus dem Wasser stieg, hing mir der Spittel auf Kniehöhe und tropfte. Ich musste mich wieder umziehen, denn der nasse Sack trocknete nicht.

Ich bekam daraufhin einen grünen Badeanzug aus der Kaufstätte Schmitt, der von oben bis unten mit dünnen Gummifäden gesmokt und dadurch sehr dehnbar und doch auch anliegend war. Im Jahr darauf kaufte Mama bei Hans Walz Spezialtrockenwolle und ich strickte noch mal.

Die Kleiderfrage war im Winter nicht weniger schwierig. Es gab zwar so genannte Skihosen, aber so was besaß ich nicht. Unter den Rock oder das Kleid zog man Strümpfe mit langen Strapsen, die mittels Lochgummi und Knöpfen an einem Leibchen befestigt waren. Die blanke Haut zwischen Strumpfende und Unterhosenrand wurde mit einer selbst gestrickten wollenen Hose, die fast bis ans Knie reichte, überbrückt. Morgens, bevor ich das Haus verließ, gab es oft Kontrollen, ob ich auch die wollene Unterhose trug. In ein Paar handgestrickte lange Strümpfe, die ganz eklig kratzten, habe ich mit der Nagelschere Löcher geschnitten, will ich hoffte, sie dann nicht mehr tragen zu müssen. Aber es gab stattdessen Vorwürfe, obwohl ich alles abstritt, die Strümpfe wurden gestopft und ich musste sie weiter anziehen. Von Karin Tritschler, einer Schulkameradin, deren Eltern finanziell offensichtlich sehr viel besser gestellt waren, erbe ich eine dunkelblaue Trainingshose, die innen angerauht war. Zum Schlittenfahren zog ich die dann unter den Rock und wenn ich heimkam, musste ich erst mal die vielen Eisklumpchen abpulen, die sich innen um die Knöchel und am Hosensaum gebildet hatten. Später nähte mir Marilies einen grauen Lodenanorak mit hellblau kleinkariertem Flanellfutter. Aus dem gleichen Stoff wie das Futter bekam ich noch einen Hemdbluse mit langen Ärmeln. Solch eine Kombination war schon etwas Besonderes, wenn man bedenkt, dass mir Marilies gewöhnlich aus zertrennten, gewendeten Kleidungsstücken etwas Neues zaubern musste.

Meine Füße wuchsen schneller, als es Mama lieb war. Im Frühjahr, wenn ich wieder mit den großen Zehen in den Schuhen anstieß, schnitt Papa erst mal die Kappen von den Halbschuhen ab. Im Sommer bekam ich dann bei den beiden Fräulein Kitz auch mal Sandalen. Die Schwestern trugen immer schwarze glänzige Schürzen aus Satin und in dem Geschäft roch es gut nach Leder und Terpentin.

Wenn Papa eine neue Hose oder gar einen Anzug brauchte, was seiner Meinung nach nie der Fall war, wurde Schneider Brandel beauftragt, Maß zu nehmen. Man besorgte Cordsamt oder Wollstoff, egal zu welcher Jahreszeit. Denn laut Papa war alles, was gut gegen Kälte war, auch gut gegen Hitze. Papa trug eine Baskenmütze und eigentlich immer Knickerbockerhosen. Auch im Sommer, wenn es warm war, habe ich ihn ganz selten ohne Sakko gesehen.

Im Krieg war die Schießhausbrücke über die Miltenberger Bahn zerstört worden. Das heißt, dass ich, wenn ich in den Herz-Jesu-Kindergarten zu Schwester Jso sollte, die Böschung runter, die Gleise überqueren und drüben wieder rauf musste. Mama brachte mich bis auf die andere Seite und von da ging ich allein durchs Wäldchen. Einmal hatte ich keine Lust, wartete ein bisschen und ging wieder heim. Ich behauptete, die Gruppe sei schon zum Spaziergang weg gewesen als ich kam. Mama glaubte mir nicht, brachte mich selbst zum Kindergarten und die Gruppe war tatsächlich in der Fasanerie. Dort fanden wir sie und ich musste dabeibleiben.

Später stand gegenüber von Tante Settchens Haus am Bahndamm ein Kiosk. Es gab da Zuckerstangen, ahoi-Brausepulver, das prickelte, wenn man es aus der hohlen Hand leckte, giftgrün mit Waldmeister- und pink mit Erdbeeraroma, Brausewürfel und Wundertüten, allesamt unerschwingliche Dinge. An einem Sonntag habe ich mit sehr schlechtem Gewissen meinen Groschen am Kiosk umgesetzt, anstatt ihn, wie mir aufgetragen war, in den Klingelbeutel zu werfen.

Besonders freute ich mich, wenn ich bei Tante Elly im Gentilhaus übernachten durfte. Sie hatte ein eingebautes Bett mit Vorhängen zum Zuziehen und einer kleinen Regalnische innen drin. Darauf lag dann jedes Mal ein Betthupferl für mich. Auch die Waschgelegenheit war in einer Zimmernische integriert und durch einen Vorhang abgetrennt und die ganze Einrichtung war ungewöhnlich und besonders. Tante Settchen wohnte da und Jochem, und es gab immer eine Katze. Eine hieß Brummel.

Tante Elly verwöhnte mich bei solchen Gelegenheiten, kochte „Reis mit Liebe“, d.h. in den Reisauflauf kam noch ein Eigelb und ein Eischnee extra und ich durfte mir auch wünschen, was ich essen wollte.

Sonntags, auf dem Rückweg von ihrem Spaziergang, kamen Tante Settchen und Tante Elly bei uns vorbei. Tante Settchen trat sich draußen nie die Schuhe ab und wenn sie nach einer Stunde wieder „Also adschee“ sagte und ging, musste ich meist Schaufel und Besen holen und den Sand wegkehren, den sie an ihrem Platz hinterlassen hatte.

Jochem und Bernhard entwarfen Marionetten, schnitzten die Köpfe, Hände und Füße und Tante Settchen half dabei, die Kostüme zu nähen. Jochem schrieb das Stück und es gab richtige Aufführungen bei uns im großen Wohnzimmer. Weitere Rollen übernahmen Rudolf, Josef und Marilies, und, soweit ich mich erinnere, Alfred Hiller. Zu einer solchen Vorstellung waren einmal die Waisenhauskinder eingeladen. Der Erker diente dabei als Bühne, das Wohnzimmer wurde ausgeräumt und von überall Stühle geborgt.

Bernhard hörte etwa in der 5. Klasse des humanistischen Gymnasiums mit der Schule auf, absolvierte eine Lehre als Holzschnitzer und ging anschließend nach Darmstadt an die Kunstschule. Damals brauchte er ein Modell zum Aktzeichnen, rückte im Wohnzimmer einen Stuhl in die Nähe des Ofens, stellte mich darauf und zeichnete mich als Nackedei von allen Seiten. Einerseits war ich stolz, aber ein bisschen komisch war mir dabei doch.



Gerade fällt mir ein, dass am Schießhaus, auf dem heutigen Gelände der Grünwaldschule, nach dem Krieg eine kleine Dependence des Frankfurter Zoos untergebracht war. Es gab da rosa Flamingos und eine Vogelvoliere, das weiß ich noch genau, aber sonst kann ich mich an Einzelheiten nicht mehr so recht erinnern. Ich glaube es gab auch Zebras und ein paar Antilopen. Die Anlage wurde später wieder abgebaut, die Reste von Gebüsch und Gras überwuchert und diente uns als Abenteuerplatz bei Räuber und Gendarm.

Als ich in der Anfangsklasse des Gymnasiums Gräser sammeln und bestimmen musste, fand ich da Honiggras, Fuchsschwanz, Knäuelgras, Mäusegerste, Schwingel und Treppe und war sehr stolz auf meine Ausbeute.

Überhaupt spielten Pflanzen und Tiere schon in meiner Kindheit eine große Rolle. Da Mama wegen ihrer ständigen Venenentzündungen, Thrombosen und Zinkleimverbände nicht gut zu Fuß war, ging Papa oft mit mir alleine wandern. Bei diesen Ausflügen lernte ich die Namen vieler Pflanzen, auch häufig mit der lateinischen Bezeichnung. Er zeigte mir Vogelnester und Fuchsbauten, Eichhörnchenkobel und Ameisenhaufen, Schwarzspechthöhlen und Froschlaich, brachte mir bei, den Kuckuck nachzuahmen und den Ruf eines Pirols zu erkennen, er zeigte mir, wie man sich das Lied eines Buchfinks mit einem Text ganz leicht merken kann. Der Buchfink ruft seine Angebetete nämlich so: "Komm, komm, komm Gretchen, wir bauen uns ein Ne-e-stchen." Manchmal fiel im Garten eine junge Amsel aus dem Nest. Die wurde dann in Watte gepackt und mittels einer großen Pinzette mit eingeweichten Haferflocken und Mehlwürmern gefüttert. Ein paar Mal ist es geglückt, einen Nestling großzuziehen.

Am Bahndamm neben der Schießhausbrücke fand Papa einen Mauersegler. Ich dachte, er sei krank oder verletzt. In Wirklichkeit konnte er nur nicht wieder starten, weil seine Beinmuskulatur zum Abspringen zu schwach entwickelt ist. Papa warf ihn in die Luft, und er schoss davon.

Sonntags nahm Papa mich manchmal mit zu Herrn Singer in der Grünwaldstraße. Der hatte eine riesige Sammlung von Wanzen und die Wohnung war voll gestopft mit Insektenkästen und Schubladenschränken. Die Objekte seiner Leidenschaft waren säuberlich aufgespießt und saßen auf kleinen weißen Kärtchen, die beschriftet waren. Anfassen durfte ich nichts, aber die Fülle war beeindruckend, ebenso der Geruch.

Später vermachte Herr Singer seine Sammlung dem naturwissenschaftlichen Museum, das in der alten OB an der Alexandrastraße im Dachgeschoß untergebracht war. Dieses Museum habe ich mit Papa öfter besucht. Besonders gefielen mir die geschliffenen Achate, die Amethystdrusen und die Bergkristalle. Es gab da auch ausgestopfte Vögel und anderes Kleingetier und außerdem ziemlich viele Schmetterlinge von beeindruckender Größe und schillernder Farbigkeit.

Einer von Papas Freunden war der Stadtgärtner Victor Wenzel. Samstags durfte ich mit dem Rad in die Stadtgärtnerei fahren und uns für Sonntag einen großen Blumenstrauß pflücken, je nach Jahres- und Blühzeit waren das Schwertlilien, Rittersporn, Rosen oder Nelken. Als Victor Wenzel starb, waren wir alle sehr betroffen. Ich glaube, er war Jude und hat Selbstmord begangen.

Papa war Aquarianer und seine wenigen Freunde rekrutierten sich meist aus diesem Kreis. Da gab es die Herren Schreck, Faust, Förtsch, Lippert, Bozum, Ardelt und Golz, mit denen er sich manchmal traf, um Erfahrungen und Fische auszutauschen.

In unserer, für sechs Personen nicht gerade üppig großen Dreizimmerwohnung waren diverse Aquarien untergebracht. Ein großes Becken mit circa 150 Liter Inhalt im kleinen Wohnzimmer zwischen Sofa und Eckbank unter dem Fenster, darüber auf dem Fensterbrett mindestens

ein Akkuglas als Zuchtbecken für Skalare, in der Ecke eine Pressluftflasche für die Belüftung (später wurde die Zuleitung in den darunterliegenden Keller verlegt). Im großen Wohnzimmer standen Akkugläser auf dem Fensterbrett zum Garten und im Erker – zumindest zeitweise – ein Kaltwasserbecken für die Bunt- und Sonnenbarsche. Mama rief nur manchmal entnervt: „Aber Franz!“, wenn er mit tropfendem Netzchen samt eingefangenen Fisch von einem Zimmer zum anderen lief und eine Spur hinter sich her zog.

Fische müssen bekanntlich auch gefüttert werden und manche brauchen – neben dem kräftig riechenden Trockenfutter, dessen Geruch ich heute noch in der Nase habe, – auch mal eine Frischfleischration. Dazu eigneten sich Wasserflöhe, die wir in den zahlreichen Bombentrichtern in der Fasanerie fingen, und vor allem die weißen Enchyträen, die Papa in kleinen flachen Holzkistchen unter dem Wohnzimmerschrank züchtete. Diese kleinen Würmchen wurden von meiner Mutter wöchentlich mit steif gekochtem Haferbrei versorgt, den sie besonders gerne fraßen. War bei uns ungebetener oder gar Zigaretten rauchender Besuch, fütterte Papa demonstrativ die Fische, indem er die abdeckende Glasplatte von einer Wurmbox entfernte, eine Portion der sich kringelnden Tierchen mit der Pinzette entnahm und sie auf einem Schneidbrettchen zerkleinerte. Der Wurmtartar wurde ins Aquarium geschabt und in der Regel ging dann der betreffende Besucher freiwillig.

Es gab auch kleine rote Borstenwürmchen namens Tubifex, die im Schönbusch am Rande eines Baches im festen und ziemlich übelriechenden Schlamm lebten. Von diesem Schlamm stach Papa mit dem Taschenmesser handliche Stücke ab, wickelte sie in feuchtes Zeitungspapier und so brachten wir die Beute nachhause. Im Garten gab es eine Zinkwanne, in der die Brocken aufbewahrt und feucht gehalten wurden. Bei Bedarf wurde der Schlamm abgeschwemmt und die Würmchen an die Fische verfüttert.

Papa war auch Imker.

Es gab oben im Garten ein großes Bienenhaus und auf dem Höhepunkt der Imkerei hatte Papa, wenn ich das richtig weiß, mehr als dreißig Bienenvölker zu versorgen. Er zeigte mir, wie die Königin mit einem kleinen, farbigen, runden Plättchen auf dem Rücken gezeichnet wurde, erklärte mir die Unterschiede zwischen Drohnen und Arbeiterbienen, ich konnte Weiselzellen sehen und – natürlich – beim Schleudern helfen. Es war faszinierend, wie sich der goldene Honigfaden in das Auffanggefäß ergoss, dabei ständig die Richtung wechselte und fließende Muster hinterließ. Natürlich durfte ich auch lecken und – vor allem das Wachs der ausgeschleuderten Waben auskauen.

Das Geräusch, das eine aufgeregte Biene im Haar verursacht, werde ich wohl nie vergessen. Besonders angriffslustig waren sie kurz vor dem Schwärmen oder wenn die Wanderstände im Frühjahr zur ersten Bienenweide in den Krämersgrund gebracht wurden. Hatte sich wirklich ein Schwarm in der Nähe niedergelassen, wurde Papa gerufen. Er hatte einen Kasten mit Deckel und eine Flügelschwinge von einer Gans. Mit diesem Gänseflügel kehrte er den Schwarm in die Kiste, ohne Handschuhe oder sonstigen Schutz. Onkel Theo verkleidete sich dagegen beim Umgang mit den Bienen wie ein Marsmensch und rauchte ein fürchterliches Kraut in seiner Pfeife, um nicht gestochen zu werden.

Wenn die Bienen in Stechlaune waren, machte ich einen möglichst großen Bogen darum, vor allem, nachdem sie einmal unseren zahmen Raben angegriffen und tot gestochen hatten.

Im Winter musste Mama Zuckerlösung kochen um die Bienen zu füttern. Das war meist ein großes Problem, denn Zucker war knapp und es sollten ja auch noch Plätzchen gebacken werden.

Honig war in der schlechten Zeit im und nach dem Krieg sehr kostbar. Er diente als Währung, um ganz notwendige Dinge einzutauschen und die Familie aß meistens Rübenkraut aufs Brot. Papa hatte im oberen Bohlenweg einen Acker gepachtet, auf dem er Zuckerrüben anbaute. Die wurden nach der Ernte geschnitzelt und im kupfernen Waschkessel in der Waschküche ausgekocht. Der daraus gewonnene Brotaufstrich stand natürlich in keinem Vergleich zu dem

köstlichen Honig. Es gab aber eine Zeit, da durfte ich so viel Honigbrot essen, wie ich nur wollte. Ich hatte mir im Sommer 1945 nicht nur eine Sepsis, sondern auch einen Typhus eingefangen, da ich im Bach am Ende des Gartens die gelben Rüben wusch, bevor ich sie aß. Einige Meter oberhalb unseres Grundstückes wurde der Bach aber auch von polnischen Kriegsgefangenen, die in der Jägerkaserne untergebracht waren, zu anderen Zwecken benutzt. Ich wurde so krank, dass ich ins ehemalige HJ-Heim, das zum Lazarett umfunktioniert worden war, eingeliefert wurde. Der Stationsarzt, Dr. Kron, hatte Beziehungen zu den Amerikanern und konnte Penicillin besorgen, das es in Deutschland noch kaum gab. Das war wohl meine Rettung. Während des Krankenhausaufenthaltes magerte ich so ab, dass ich ein Armbrettchen, das mir vorher zu eng war, bis fast an die Schulter hochschieben konnte.

Tante Elly besuchte mich täglich im Krankenhaus. Einmal brachte sie mir ein Kaffeeservice für Puppen mit, das sie aus Eichelholz gebastelt hatte und mit dem sie dann mit mir spielte.

Papa hatte irgendwoher amerikanische Eiscreme aufgetrieben, die er mir ins Krankenhaus brachte. Ich konnte sie nicht essen und war traurig, weil ich seine Enttäuschung gespürt habe. Als es mir dann, entgegen allen Befürchtungen, endlich wieder besser ging, bekam ich auf dem Rücken viele große Abszesse, die aufgeschnitten werden mussten. Dr. Kron bat Mama ihr Kleid auszuziehen und mich bei der Prozedur festzuhalten. Ihr rosa Unterrock war hinterher ziemlich blutig und ich habe bis heute die Narben auf dem Rücken. Ich war so abgemagert, dass ich nicht mehr laufen konnte und, wieder zuhause, in einem Bollerwagen gezogen wurde. Die Haare waren mir ausgegangen und meine großen Brüder hänselten mich und prophezeiten mir eine Perücke. Aber ich durfte Honigbrot essen, soviel ich wollte und bekam alles Mögliche zugesteckt. So musste ich täglich in die Nachbarschaft zu Frau Schmitt gehen und ein Glas Ziegenmilch trinken, die scheußlich schmeckte.

Papa war auch Maler.

Eigentlich wäre er gerne wie sein Vater nach München auf die Kunstakademie gegangen, hatte aber die finanziellen Möglichkeiten nicht. Opa war 1918 gestorben und Papa musste als Ältester für Oma, Onkel Theo und Tante Elly sorgen. Deshalb wurde er technischer Zeichner und arbeitete im Entwicklungsbüro von Geheimrat Güldner.

Wann immer er aber Zeit fand, malte er. Landschaften und Dörfer in der Umgebung, Schmerlenbach aus allen Himmelsrichtungen, Blumen, Schwertlilien und Rittersporn, Pfingstrosen und Kaiserkrone, Kornfelder und Spessarttäler. Oft saß ich dabei, roch die Ölfarbe und schaute zu, wie er Farben auf der Palette mischte, die Pinsel mit Terpentin säuberte oder Leinwand auf Keilrahmen spannte und grundierte. Der Erwerb von Leinwand und Keilrahmen war immer ein Problem, da wir finanziell nicht gerade auf Rosen gebettet waren. Auch zum Skizzieren draußen nahm er mich oft mit. Im Frühling, wenn die Lärchen grün wurden, benutzte er besonders gern Pastellkreiden, von denen er einen sorgsam gehüteten Kasten besaß. Die Skizzen zeichnete oder malte Papa meist auf festen Karton, den er wahrscheinlich aus dem Büro mitbringen konnte.

Im ehemaligen Bienenhaus, das später anderweitig genutzt wurde, standen Regale mit zweckentfremdeten Honiggläsern voller Farbpigmente, ordentlich beschriftet mit so merkwürdigen Namen wie *caput mortuum*, *umbra*, gebrannte siena, ultramarin, ocker, Schweinfurter Grün oder preußischblau.

Einmal hatte Papa den Auftrag, den Hintergrund für eine große Weihnachtskrippe zu malen. Das war schwierig, weil es drei Motive werden sollten, wie auf einer Rundbühne drehbar und in Segmente eingeteilt. Eines davon war wohl die heilige Nacht mit dunklem Sternenhimmel, das gefiel mir am besten.

Der Verkauf von Bildern diente auch als Unterstützung der sehr schmalen Haushaltskasse, da Papa wegen seiner Magengeschwüre vorzeitig in Rente gehen musste und die monatlichen Bezüge daher sehr gering waren. Später wurde er operiert und war sogar über Weihnachten

im Krankenhaus. Wir besuchten ihn am Heiligen Abend und auf dem Flur stand ein winziger Weihnachtsbaum mit elektrischen Kerzen. Papa behielt nur 1/3 seines Magens und wurde von Mama dementsprechend oft mit kleinen Zwischenmahlzeiten versorgt. Einmal täglich gab es Rotwein mit Ei und Traubenzucker, das brachte Kraft, und Papa, als Quickborner und Antialkoholiker, verzog jedes Mal entsprechend das Gesicht, wenn Mama ihm die Tasse mit dem verklepperten Inhalt vorsetzte. Er selbst schwor auf Wermut Tee, den ich auch trinken musste, wenn ich über Bauchweh klagte.

Papa konnte sehr gut basteln und improvisieren. An Fasching verkleidete er mich als Micky Maus. Dazu fertigte er mir eine tolle Kappe mit riesigen Mausehren, die richtig echt aussah und Marilies nähte für mich eine schwarze Bluse. Darauf malte Papa eine große Micky Maus, ganz genau nach Vorlage.

In einem anderen Jahr war ich Zauberer. Der Frack war ursprünglich ein Morgenmantel, den Marilies wendete und für mich zuschnitt und nähte, und Papa klebte einen spitzen Hut aus Pappe und bemalte ihn mit dem gleichen Muster wie mein Mantel. Bei solchen Gelegenheiten war ich immer sehr stolz.

Papa konnte auch schnitzen. Er entwarf für jedes Familienmitglied die Lehne eines Brettstuhls. Da ich ein Nachzügler war und Papa mit meinem Stuhl erst sehr spät angefangen und den Entwurf öfter geändert hat, wurde er nicht mehr ganz fertig. Papa ist zu früh gestorben.

Ich war Daumenlutscher.

Papa wollte mir das unbedingt abgewöhnen, weil mein rechter Daumen schon ganz aufgeblissen war. Weil ich das Lutschen aber nicht lassen wollte, wickelte er mir ein Stück Putzlumpen um den Daumen. Da lutschte ich links, aber das schmeckte nicht so gut. Schließlich hatte ich Putzlumpen an beiden Daumen und irgendwann schein ich doch damit aufgehört zu haben. Aber rechts habe ich noch immer eine große Narbe.

Im Bad auf einem Wandbord standen eine Flasche mit selbst angesetzter Arnikatinktur und eine Flasche Jod. Wenn ich hingefallen war oder mir sonst wehgetan hatte, kam immer eine der Flaschen zum Einsatz, beider Inhalt brannte höllisch.

Papa hatte mir ein altes Miele Damenfahrrad aufgemöbelt, mit dem ich auf dem holprigen, geschotterten Bohlenweg gestürzt bin und mir ein Loch ins Knie geschlagen habe. Trotz sofortiger Jodbehandlung eiterte die Wunde lange und ich musste schließlich zu Dr. Kron gehen, der unten im Bohlenweg wohnte, und mich dann täglich in die Kur nahm, bis endlich alles verheilt war.

Zu den beliebten Hausmitteln gehörten auch Kohle bei Durchfall, Wadenwickel bei Fieber und Kartoffelwickel bei Husten und Halsweh. An typische Kinderkrankheiten wie Windpocken, Masern oder Keuchhusten kann ich mich entweder nicht erinnern oder ich war nach dem Typhus gegen den Rest immun.

Ich hatte ganz viele Warzen an den Knien, die einfach nicht mehr weggehen wollten, obwohl wir ständig gelben Schöllkrautsaft darauf stüpften. Da schlug Papa vor, ich solle die Warzen zählen und genauso viele Knoten in einen Faden schlingen, wie ich Warzen hätte. Den Faden haben wir dann bei Vollmond im Garten vergraben und Papa versprach, wenn der Faden verfault sei, wären auch meine Warzen verschwunden. Irgendwann waren sie wirklich weg. Ob der Faden etwas damit zu tun hatte, weiß ich nicht, aber ich war froh, die Alternative, nämlich einen Nacktschnecke über die Warzen kriechen zu lassen, vermeiden zu können.

Spielkameraden hatte ich einige in der Straße, aber kein Mädchen, das genauso alt war wie ich. Ernst Walz aus dem Nachbarhaus war ein Jahr älter. Was ich mit ihm spielte, bezog sich mehr auf technische Disziplinen wie Klicker, Reifen treiben, Kreisel (wir sagten Dobbisch) drehen und Zehnerball. Auch Blasrohre aus Holunderstöckchen, aus denen wir das Mark her-

ausgekratzt hatten, benutzten wir, bis Papa meinte, die seien so krumm, er würde mir ein besseres geben. Er holte aus seinem Aquariefundus ein Glasrohr und damit schoss ich die Holzerbeeren natürlich ohne Konkurrenz. Ich traf damit auch besser und Mama schimpfte, weil das zu gefährlich war.

Eines Tages kamen wir auf die Idee, die Kastanienpfeifen, die wir uns gebastelt hatten, auch mal richtig auszuprobieren. Wir baten Onkel Theo, der sich als Raucher seinen Tabak im Garten anbaute und die Blätter aufgefädelt im Keller trocknete, um eine Pfeifenfüllung. Er schmunzelte, nahm uns mit in den Garten, stopfte uns die Pfeifen mit getrocknetem Tomatenkraut, zündete sie uns an und wartete, bis uns schlecht war. Ich bin immer noch Nichtraucher.

Wo der gebrauchte Tretroller herkam, den ich zu Ostern geschenkt kriegte, weiß ich nicht. Aber mein Prestige im Bohlenweg stieg steil an. Eine zeitlang verlangte ich für einmal Bohlenweg runter und wieder rauf eine Leihgebühr von 5 Pfennig, bis Mama dahinterkam und mich hinter der Haustüre übers Knie legte.

Zwei Häuser weiter wohnte Tilly Wollrab. Vor ihrem Haus stand ein riesengroßer alter Kirschbaum. Wenn geerntet wurde, durften wir immer essen, was runter fiel. In einem Jahr hatte ich ausgerechnet an diesem Tag Durchfall und durfte keine Kirschen essen. So nahm ich eine alte Tüte vom Bäcker Klug, sammelte, was ich nicht essen durfte und brachte die Beute stolz nach Hause. Mama war entsetzt, sagte, ich hätte gebettelt und ich musste mit ihr zusammen zu Wollrabs gehen, die Tüte mit Kirschen zurückbringen und mich entschuldigen. Ich durfte die Kirschen dann aber doch behalten.

An Dreikönig gingen wir als Sternsinger in die Nachbarschaft. Papa half beim Basteln von Stern und Kronen und wir bekamen Weihnachtsplätzchen geschenkt.

Mit den Mädchen- da waren Inge und Maria Schwarz, Margit Geiger, Marga Haab – spielten wir Hickeln, Versteck, Nachlauf, Wer hat Angst vorm schwarzen Mann, Kirschen gegessen, Wasser getrunken, Ochs am Berg und Ziehe durch die goldne Brücke, Dornröschen war ein schönes Kind und blinde Kuh. In meiner Erinnerung war immer schönes Wetter, denn an Spiele für drinnen kann ich mich weniger erinnern.

Anstelle eines Quartetts bastelten wir uns Spielkarten aus den Deckseiten der bunten Zigarettenspäckchen: Es gab Overstolz und Eckstein, Reval, Juno, Golddollar und Mokri, und wenn einer eine amerikanische hatte, galt das als Joker.

Im Winter spielten wir Halma und Mensch-ärgere-dich-nicht, Mühle, Fang den Hut, Schnipp-schnapp und später auch Canasta. Da konnte man sonntags nach dem Mittagessen auch Mama mit an den Tisch locken.

Zeitweise sammelte ich Briefmarken. Da fertige Steckalben unerschwinglich waren, bastelte mir Papa welche, natürlich akribisch und perfekt, wie er all solche Dinge machte. Einmal habe ich mir auch einen Satz Marken mit dem Prinzregenten gekauft. In der Ludwigsallee, im 1.Haus wohnte ein Philatelist, Herr Leitner. Er ließ mich einige seiner Alben anschauen und beriet mich bei meiner Transaktion. Als Marilies in England war, bekam ich die Krönungsmarken der Königin Elisabeth, die hatte sonst niemand.

Manchmal spielte ich mit Margit Nutzenberger. Sie hatte am gleichen Tag Geburtstag wie ich und unsere Mütter lagen bei der Entbindung im Krankenhaus im gleichen Zimmer. Nutzenbergers besaßen in der Gabelsbergerstraße ein kleines Lebensmittelgeschäft und halfen uns in der schlechten Zeit so manchmal über die Runden. Deshalb musste ich auch später noch oft zum Einkaufen mit dem Rad hinfahren, obwohl es inzwischen in der näheren Umgebung auch Geschäfte gab.

Natürlich besaß ich einen Puppenwagen, der noch von Marilies stammte, und aus Amerika bekam ich eine tolle Puppe mit Schlafaugen und weichen Armen und Beinen aus Moosgummi. Die war später so abgeliebt, dass der Gummi klebte und ganz braun war. Vor Weihnachten war die Puppe regelmäßig einige Tage verschwunden und lag dann neu bestrickt wieder unter dem Christbaum. Von Tante Elly bekam ich auch eine Lumpenliesel, das war eine Puppe, die aus Strümpfen gemacht und mit „Lumpen“ ausgestopft war. Sie hatte einen gestrickten Anzug an und ihr Gesicht war aufgestickt. Auch die alte Puppenstube erhielt einen neuen Anstrich und der Kaufladen wurde zu Weihnachten nach den jeweiligen Möglichkeiten befüllt. Ernst Walz half tatkräftig mit, ihn in kürzester Zeit wieder leer zu essen. An Bilderbücher kann ich mich weniger erinnern, aber an die Geschichten vom Alten Haus und der Hexe Tannenmütterchen und die Bücher von Nonni und Manni, die ich zur Erstkommunion bekam.

Überhaupt Weihnachten:

Mama buk Anfang Advent viele Christstollen. Wenn sie alle Zutaten beisammen hatte, wurde Bernhard zum Kneten des zähen Hefeteigs angestellt. Dann formte Mama die Stollen, indem sie die einzelnen flachen Fladen von der Mitte her knapp übereinander schlug und hoffte dann, dass das Gas gleichmäßig war und der schwere Hefeteig weder sitzen blieb noch unförmig zerlief. Die fertigen Stollen wurden zum Durchziehen auf die Eckbank im Erker auf Pergamentpapier gelagert und an alle möglichen Leute verschenkt oder verschickt.

Wo Mama die Zutaten herzauberte, weiß ich nicht. Jedenfalls war sie des Öfteren mit dem Fahrrad in den umliegenden Dörfern unterwegs, wobei wahrscheinlich ein paar Gläser Honig beim Hamstern hilfreich waren.

Wir hatten einen selbstgebundenen Adventskranz mit vier Kerzen und einem roten oder violetten darum gewundenen Band. Abends wurden regelmäßig die jeweiligen Kerzen angezündet und Adventslieder gesungen. Es gab auch ein Engelsgeläut aus Messing, von den Kindern Lala-Licht genannt wegen des Tons, den die fliegenden Engel mit ihrem Klöppel an den Glöckchen erzeugten.

Ärgerlich war, dass Papa den Nikolaus immer knapp verpasste. Wenn er dann heimkam, musste ich alles haarklein erzählen. Und es war mir schleierhaft, wie der Nikolaus Papas Schuhe tragen konnte.

Am Vormittag des heiligen Abends ging ich mit Papa in den Wald, oft oben am Godelsberg. Wir hatten einen Korb dabei, sammelten Moos, Tannenzapfen, dekorative Rindenstücke und kleine Farnpflanzen. Damit bauten wir eine Krippenlandschaft im ehemaligen Sandkasten meiner Brüder. Nachmittags gingen wir dann auch manchmal Krippen besuchen. In der Muttergottespfarrkirche gab es einen Automaten. Dort kam nach Einwurf einer Münze ein Kind aus einer kleinen Kapelle heraus, drehte sich um und verschwand wieder hinter der Blechtüre.

Die Tür zum Weihnachtszimmer war natürlich geschlossen, weil die Engelchen noch soviel zu tun hatten. Ich weiß nicht mehr, ob ich es ausprobierte oder ob Mama vergessen hatte abzuschließen, jedenfalls ging ich ins verbotene Wohnzimmer und sah ein Paar Skier drinstecken. Obwohl ich die Tür ganz schnell wieder schloss, war ich eher traurig über meine Entdeckung, die Überraschung war verdorben. Papa hatte ein Paar weißgestrichene Armeeskier gekürzt, die Metallbacken der Bindung zurechtgebosselt und die Lederriemen an meine Stiefel angepasst. In den Weihnachtsferien rutschte ich damit auf der Sauerswiese rum und hatte Probleme, die Ludwigsallee wieder runterzukommen.

Meine Geschwister besaßen früher Schlittschuhe, die noch auf dem Speicher lagen, zusammen mit Papas Kunstlaufschlittschuhen. Die hatten anstelle einer Spitze mit Zacken zum Bremsen eine nach innen gedrehte Spirale und waren sehr exklusiv. Schlittschuhe konnte ich nur fahren, wenn ich Stiefel hatte, an die man sie anschrauben konnte (manchmal verlor man

dabei auch die Stiefelabsätze). Es kam aber auch öfter vor, dass das Geld für neue Stiefel nicht reichte und/oder die Halbschuhe vom Herbst noch passten. Dann gab es eben keine Schlittschuhsaison. In einem besonders glücklichen Winter – Wetter, Stiefel und Schlittschu- he passten zusammen- habe ich Papa so lange gebettelt, bis er seine tollen Schlittschuhe vom Speicher holte und mit mir auf die Großmutterwiese zur Eisbahn ging, in Baskenmütze und Cordsamtknickerbockern, aber mit Schlittschuhen, die kein anderer Vater hatte und er konnte Bogen vorwärts und rückwärts laufen. Ich war sehr stolz und glücklich.

Unser Christbaum stand auf dem Boden in der Krippenlandschaft, war meist deckenhoch und blieb bis Dreikönig stehen. Ab Silvester wurden die Kerzen nicht mehr angezündet, weil der Baum dann zu trocken war. Abends versammelten sich alle anwesenden Familienmitglieder und wir sangen Weihnachtslieder aus den Quempasheftchen. Wir kannten alle Strophen auswendig und manchmal spielten Marilies und Bernhard auf der Altflöte. Als Weihnachtsschmuck besaßen wir schwere verspiegelte Glaskugeln in matten Farben, eine Holztaube mit ausgebreiteten Flügeln, blaugrau mit etwas weiß und roten Sprenkeln, die ein polnischer Fremdarbeiter für uns geschnitzt hatte, und manchmal auch Lametta.

Die Geschenke waren mehr praktischer Art, was zum Anziehen, ein Buch und für jeden ein bunter Teller mit Plätzchen.

Nach der Bescherung gingen wir hinauf zu Tante Johanna und Onkel Theo. Deren Bäumchen stand auf der Kommode, daneben eine Krippe in einer Gipsgrötte mit Beleuchtung. Es wurde immer Spritzgebackenes und Buttergebäck herumgereicht und insgeheim festgestellt, dass die eigenen Plätzchen besser schmeckten. Dann bewunderte man die Geschenke (Schal, Socken, Handschuhe und Bleyle Pullover) und Tante Elly, die auch meist da war, bekam eine Flasche Traubensaft. Anschließend machten wir uns für die Christmette fertig und gingen in die Herz-Jesu-Kirche. Nach Weihnachten musste ich mich bei Tante Paula bedanken und da wir damals kein Telefon hatten, hieß das Briefschreiben. Da meine Patentante nicht nur Lehrerin sondern sogar Schuldirektorin war, musste ich mir dabei besonders Mühe geben, damit sich Mama nicht blamierte.

Wenn aus Amerika ein Carepaket kam, war das ein besonderes Fest. Anstelle eines Kartons diente als Verpackung eine Art Leintuch, in das der Inhalt eingenäht war. Das Paket musste beim Zollamt abgeholt werden und durfte nichts enthalten, was verzollt werden musste. Zur Kontrolle wurde der Sack aufgetrennt, der Inhalt überprüft und die Einzelteile waren hinterher wieder schwer in eine transportable Form zu bringen. Meist waren neben Kleidern und Grundnahrungsmitteln auch Schokolade oder gar Nescafe dabei und ich habe diese Geruchsmischung aus Mottenpulver, Schokolade und Tee heute noch in der Nase.

Dafür besuchte uns Tante Anna, die als junges Mädchen nach USA ausgewandert und dort durch Erwerb von Coca-Cola- und Nylon-Aktien zu Geld und Reichtum gekommen war, nach dem Krieg etwa 10-mal und blieb dann jeweils drei Monate bei uns. Sie genoss Vorzugsbehandlung in jeder Beziehung und Mama hatte es schwer, ihre Wünsche mit unseren bescheidenen Mitteln zu befriedigen. Ich wurde meist einmal während dieser Zeit ins Cafe Wacker an der Sandkirche eingeladen und bekam einen Schlotfeger, das ist eine Art Blätterteigröhre mit Schlagsahne gefüllt und mit Kuvertüre überzogen.

Auch bei Lisbeth Herzog war ich manchmal zum Essen eingeladen. Da gab es immer Bratwurst satt.

Einmal lud mich Tante Lisbeth zu irgendeinem Kaffeeklatsch mit ihren Freundinnen in der Dümpelsmühle ein, in deren Nähe die Kasernen standen. Das ruhige Sitzen bei den Erwachsenen langweilte mich bald und ich ging mit ein paar anderen Kindern raus zum Spielen. Im Gebüsch fand ich eine fast volle Packung weißer, fast durchsichtiger Luftballons, es fehlte nur einer, den ich dann auch noch in der Nähe fand. Er sah aber kaputt aus und ich ließ ihn liegen. Die Packung mit den anderen brachte ich stolz an den Kaffeetisch und zeigte sie Tante Lis-

beth. Ich bekam ohne Vorwarnung eine furchtbare Ohrfeige und habe erst in meiner Praktikantenzeit in der Apotheke kapiert, warum.

Um den Osterhasen anzulocken, bauten wir kunstvolle Nester. Dazu mussten zuerst kleine Stöckchen im Kreis in die Erde gesteckt werden. Die verflochten wir dann mit Weiden- oder sonstigen biegsamen Ruten zu einem handhohen Rand, bei dem aber ein Eingang offen gelassen wurde, und zum Schluss polsterten wir das Nest mit Moos aus. Damit es besonders schön aussah, wurden noch Gänseblümchen darauf arrangiert und dann zogen wir uns zurück, um dem Osterhasen Gelegenheit zu geben, ungestört ein Ei zu legen. Meist klappte das am Palmsonntag, da legte der Palmhase ein rotes Ei. Schokoladeneier waren unbekannt, aber manchmal verlor der Hase in der Karwoche bei Spaziergängen schon mal ein kleines buntes Zuckerei. Das Eiersuchen am Ostersonntag war die größte Attraktion. Ich suchte rechts und links am Gartenweg in den Schleifenblumen und Blaukissen auf- und abwärts, fand ständig Eier, die ich in das Körbchen legte, das Papa fürsorglich hinter mir her trug und merkte nicht, dass er die eben gefundenen Eier hinter meinem Rücken ständig neu versteckte. Meine Umgebung feixte und ich war nur einfach glücklich.

Unser Garten war ein Eldorado.

Für meine kurzen Beine erschien der Gartenweg damals sehr lang. Er war mit dicken Feldsteinen eingefasst, ungepflasterte gestampfte Erde. Auf beiden Seiten säumten ihn Rabatten mit hohen Phloxstauden, Schwertlilien, Pfingstrosen, Lupinen und Rittersporn und Bodendeckern wie Blaukissen, Polsterphlox, Schleifenblume und Steinbrech. Beim Spielen diese Rabatten zu „verdammern“, wie Onkel Theo sich ausdrückte, war eine Todsünde. Es gab im Laufe des Sommers immer etwas Blühendes für einen Strauß, auch wenn Papa die Blumen lieber im Freien anschaute. Zusätzlich wurden zum Schneiden einjährige Sommerblumen gesät, Zinnien, Astern, Kosmea, Feldrittersporn, Bartnelken und Ringelblumen. Die linke Gartenhälfte bis zur Wäschetrockenwiese war mit Beerensträuchern bepflanzt. Stachelbeeren als Hochstämmchen, Johannisbeeren- weiß, rot und schwarz, die ich besonders gern mochte, - als Sträucher. Und in der höheren Etage darüber reiften Glaskirschen, weißfleischige Pfirsiche der Sorte „Amsten“, Mirabellen und Sauerkirschen.. Das Obst und die Beeren gehörten beiden Haushalten gemeinsam und jeder pflückte nach Gutdünken seinen Anteil.

Die rechte Gartenhälfte wurde noch mal in der Mitte geteilt: oben pflanzte Onkel Theo seine Bohnen, Tomaten, Erbsen, Radieschen und den Tabak, unten hatte Papa die Regie. Wenn er im Frühjahr umgrub, sammelte ich die aufgeschreckten Engerlinge und Regenwürmer in ein Eimerchen und fütterte damit die Hühner. Wenn ich im Sommer von der Schule kam, ging ich meist zuerst in den Garten hinunter und aß ein paar sonnenwarme Tomaten vom Stock. Und wenn dann im Spätherbst die Beete abgeräumt wurden um Feldsalat zu säen, wurden das trockne Tomatenkraut und das Bohnenstroh verbrannt und wir durften Kartoffeln in der Glut braten.

Wenn Mama einen Kürbis ergattern konnte um das orangefarbene Fruchtfleisch süß-sauer einzukochen, schnitzte Papa mit mir aus dem Gehäuse eine Kürbislaterne, die, mit einer Kerze von innen beleuchtet, in den Vorgarten gestellt wurde und schaurig grinste. Von Halloween wusste damals noch niemand etwas. Die glitschigen Kürbiskerne legte Papa zum Trocknen auf Zeitungspapier. Es war mühsam sie zu schälen, aber sie schmeckten gut.

Gelbe Rüben und Endivie wurden im Keller in Kistchen in etwas Erde eingeschlagen und ließen sich so noch eine ganze Zeit lagern. Rosenkohl blieb bis in den Frost draußen, den mochte ich aber nicht. Und die grünen Tomaten lagen zum Nachreifen nebeneinander auf dem Küchenschrank.



Große Anstrengungen mussten jedes Jahr für die Einkocherei gemacht werden. Eimerweise wurden Pfirsiche überbrüht, abgezogen, halbiert und entkernt, entsteinte Mirabellen durch den Wolf gedreht und zu Mus gekocht, Johannisbeeren dampfentsaftet und Boskop und Plenheimer Äpfel im Keller gelagert. Die riesengroßen Alexander- Äpfel schnitt Papa immer in Schnitze und teilte sie unter uns auf. Manchmal gab es auch Mollebusch, deren harte Steinzellen mir immer in den Zähnen hängen blieben und deren Saft einem, wenn sie richtig reif waren, trotz aller Vorsicht übers Kinn lief und die ganz besonders süß und saftig schmeckten. Papa hatte im Winter oft eine Goldparmäne in der Hosentasche, gewaschen und vorgewärmt. Die gab er mir dann mit in die Schule. Manchmal wurden auch Apfelschnitz aufgefädelt und getrocknet. Anfang Oktober gingen Papa und ich zur Kastanienallee und sammelten die Maronen, die aus den Stacheligeln herausgeplatzt waren. Zuhause wurde ein Kreuz in die Schale geritzt, wir legten sie im Backofen auf das Blech und ließen sie braten.

Gegenüber vom Wäschetrockenplatz waren die beiden Hühnerställe mit den weißen Leghorn und den roten Italienern. Der obere gehörte uns. Ich wurde häufig sowohl zum Füttern als auch zum Eiereinsammeln runtergeschickt. Papa hatte seinen zahmen Raben namens Negus im Hühnerstall als Untermieter einquartiert und der attackierte mich gern. Er setzte sich auch auf meinen Kopf oder meine Schulter, hackte und knabberte an mir herum und ich bekam Angst.

Am untersten Ende vom Garten floss ein Bach durch, an dem ich oft gespielt habe. Wir haben Schiffchen aus Blättern und Rinde gebaut, oben rein geworfen und zugeschaut, wie sie abwärts schwammen und ob sie an einem Hindernis hängen blieben. Manchmal haben wir auch versucht, den Bach zu stauen, aber meistens bei Walzens nebenan. Papa mochte das nicht so gerne. Es kam aber auch vor, dass er uns selbst ein Mühlrad baute und nicht eher zufrieden war, bis alles funktionierte.

Papas ganzer Stolz war der Vorgarten und da besonders die Frühjahrsblumen. Er hütete verschiedene Sorten von Leberblümchen, Christrosen und Nieswurz, Winterlinge und Adonisröschen, Hornveilchen und Wollanemonen, Schneeglöckchen und Märzenbecher und Prof. Waldhör kam jedes Jahr vorbei und bat sich ein kleines Sträußchen aus.

Zur Straße hin wurde der Vorgarten durch einen Lattenzaun begrenzt, der jährlich mit Carbolin geölt werden musste und dann furchtbar stank. Außerdem gab es Fliederbüsche, weiße und dunkelrot gefüllte und Forsythien, und in der Zaunecke, die vom Gebüsch überwuchert war, versteckte ich mich manchmal. Ich hatte von irgendwoher einen alten Geldbeutel bekommen. Den band ich an einen Faden, legte ihn auf den Gehsteig, behielt das Ende des Fadens in der Hand und wartete geduldig in meiner Zaunecke. Bückte sich dann wirklich jemand nach dem vermeintlichen Fund, zog ich ihn ganz schnell zurück. Das war aufregend, denn manchmal wurde ich dafür ziemlich beschimpft.

Irgendwoher bekamen wir einige Luftballons. Zusammen mit Ernst Walz füllten wir sie mit Wasser, öffneten im 1.Stock im Treppenhaus das Fenster, warteten bis unten jemand kam und ließen die Wasserbomben fallen. Es gab ziemlichen Ärger.

Vor dem Hauseingang standen drei oder vier Birnbäume. Das war eine Sorte schnell reifender gelber Flaschenbirnen. Fielen sie vom Baum „verblotschten“ sie ganz leicht, das heißt, man konnte sie dann nicht mehr einmachen und das war ärgerlich.

Zwischen den Birnbäumen war die Sickergrube. Das Leeren war Aufgabe der männlichen Familienmitglieder und an solchen Tagen zog ich es vor, mich aus dem Radius der Stange, an die der Schöpfeimer gebunden war, zu entfernen.

An der Südseite des Hauses wuchsen Weinstöcke, die sehr anfällig gegen Krankheiten waren. Deshalb tauschte Papa sie später gegen „Amerikaner“ aus, die waren widerstandsfähiger, schmeckten aber nicht so gut.

Vom Garten aus führte eine Treppe in die Waschküche. Gewaschen wurde da zu meiner Zeit kaum mehr. Hier wurde zuerst Honig geschleudert, dann Rübenkraut gekocht und schließlich hing da Onkel Theos „runtergesetzte“ Gartenkleidung zwischen Spaten, Rechen und Krampe.

Außerdem stand da unten eine Eismaschine. Das war eine Trommel, in deren Mitte ein Aluminiumbehälter mit Deckel befestigt war und die sich vermittlems einer Kurbel drehen ließ. In den Behälter wurde so etwas Ähnliches wie Vanillesoße gefüllt, außerdem kam Viehsalz und eine zerhackte Stange Eis, die Bernhard auf dem Fahrrad, eingewickelt in einen Sack, von der Heylands-Brauerei nach Hause gebracht hatte. Dann wurde lange gedreht und irgendwann gab es Vanilleeis, leider nur ganz selten!

Im 2. Stock wohnten Stadtmüllers. Mit Reinhold und Hubert hatte ich kaum was zu tun. Erstens waren sie viel älter und zweitens waren es Buben. Aber mit Herrn Stadtmüller verband mich die Vorliebe für die Jagdzeitschrift „Wild und Hund“, die er mir regelmäßig vor die Tür legte, wenn er sie ausgelesen hatte. Die Bilder zeichnete ich für den Kunstunterricht ab und merkte mir, dass ein weibliches Reh eine Rike und ein weiblicher Hirsch ein Schmaltier ist, dass eine Füchsin Fähe heißt und ab wann man zu einem Frischling Überläufer sagt. Ich bettelte solange, bis Herr Stadtmüller mich mitnahm zum „Blatteln“. Jedenfalls dachte ich, es hieße so. Herr Stadtmüller war Jagdpächter in Feldkahl und eines Abends kletterten wir auf einen Hochsitz. Er pflückte sich ein frisches Buchenblatt und klemmte es so zwischen beide Daumen, dass es beim festen Durchblasen vom Luftstrom in Schwingung versetzt wurde und einen durchdringenden, fiependen Ton erzeugte. Offenbar ähnelte der Laut dem sehnsüchtigen Liebesschrei einer Rike und lockte die Rehböcke an. Es kam wirklich einer, Herr Stadtmüller schoss und meine Jagdleidenschaft war jäh beendet. Daran änderten auch die mit Rehblood benetzten Eichenblätter nichts, die er als Bruch bezeichnete.

Nachdem sich Stadtmüllers Anfang der 50-er Jahre in der Tannstraße ein Haus gebaut hatten und ausgezogen waren, wurde der Anspruch auf die Räume im 2. Stock aufgeteilt. Tante Johannas Vater, Herr Seeger, zog in das hintere rechte Zimmer, Bernhard schlief hinten links und hatte später vorne, in der ehemaligen Küche, sein Atelier, in das er sich ein großes Oberlicht einbaute.

An Herrn Seeger habe ich nicht viel Erinnerung. Er war ein großer, stets dunkel gekleideter Mann und ich übte gerade Ännchen von Tharau auf der Blockflöte, als Bernhard ins Wohnzimmer kam und mich bat, aufzuhören, weil Herr Seeger eben gestorben sei.

Im Nachbarhaus gab es noch die Familie Heeg mit ihrer Tochter Helga. Die war auch ein Jahr älter als ich und hatte andere Freundinnen. Darüber im 1. Stock wohnten Großmanns. Sie hatten drei Töchter im Alter meiner großen Geschwister, Hilde und Margot weiß ich noch. Herr Großmann hatte eine Lichtallergie. Er ging nur nach Sonnenuntergang spazieren, trug auch im Sommer immer Hut, Mantel und Handschuhe und war mir deshalb ein bisschen unheimlich.

Ein Haus weiter unten wohnten Wollrabs und Eisners. Frau Eisner hatte einen weißen Spitz, den sie wie ein kleines Kind behandelte und verwöhnte. Der Hund bekam nur Hackfleisch und ab und zu ein „Eichen gekleppert“, damit er bei Kräften blieb. Er war so fett, dass ihm das Laufen schwer fiel. Herr Eisner war Fernfahrer und hatte einen Beifahrer namens Rudi, der auch da wohnte. Es war wohl eine etwas merkwürdige Konstellation und ich konnte mir keinen rechten Reim auf diesbezügliche Bemerkungen machen.

Haus Nummer 16 gehörte Schmitts. Die Familien der Söhne Lothar und Edgar waren mit untergebracht, dazu Oma Gluting aus dem Banat und die Uroma dazu. Die beiden Frauen trugen eine dunkle bäuerliche Tracht und Kopftücher und Oma Gluting versorgte die Kinder und mich oft dazu. Wenn die Kinder den abendlichen Griesbrei nicht aufessen wollten, konnte ich jederzeit behilflich sein. Ich spielte Kindermädchen für Gabriele, Margareta und Sebastian,

Matthias kam erst mit Abstand als Nachkömmling. Dort gab es auch ein Hausmädchen, die Monika, die aus der Rhön stammte und immer von Niederlauer erzählte.

Vorgänger in der Wohnung von Eisners war unser Zahnarzt Dr. Neuner. Er hatte zwei Buben. Der eine hieß Michael, den Namen des jüngeren habe ich vergessen. Auf die beiden habe ich öfter mal aufgepasst, wenn die Eltern in der Praxis waren. Wenn ich aber selbst dahin sollte, hatte ich furchtbar Angst. Einmal habe ich mich so lange im Schlafzimmer versteckt, bis der Termin verstrichen war und Mama das Suchen aufgab. Das Bohren tat nämlich trotz des Verwehens weh.

Vom unteren Bohlenweg kannte ich zwar die Leute, aber die Kontakte waren nicht sehr ausgeprägt. Es gab Wombachers und Frau Ritter, Frl. Keller, die Schneiderin, Hofmanns, Geis, Jäger und den geistlichen Rat Eschenbach. In den grünen Häusern wohnte die Familie Endres mit ihren Töchtern, Jach und Stamm. Mit Reiner Stamm bin ich dann aufs Gymnasium gegangen und wir mussten uns beim Theaterspielen küssen. Da ich eine Hosenrolle hatte und einen angeklebten Schnurrbart trug, den ich dabei zu verlieren fürchtete, übten wir den Kuss einmal vor der Aufführung, denn bei den Proben war er immer ausgelassen worden.

Auf der anderen Straßenseite lebten Frankenbergers, die die Gaststätte führten, die Familien Karpf, Langgärtner, Herold und Wiener, dann kamen Bambecks und Schwarzens.

Bei Kaplan Langgärtner war ich Primizbräutchen, was eine große Ehre darstellte. Mein Kommunionkleid passte noch und es war ein aufregender Tag.

Dr. Wiener war ein wegen seiner Methode, Kindern die Mandeln zu entfernen, gefürchteter HNO-Arzt, privat aber sehr nett. Es gab zwei Kinder, Rolf und Eva. Als sich Eva das Bein gebrochen hatte, bin ich in den Ferien mittags immer da gewesen und habe ihr Gesellschaft geleistet. Sie hat später Jochen Schmücker geheiratet, der auch zusammen mit seiner Mutter und deren Lebensgefährten Heinz Klubertanz zeitweise oben bei uns im Giebelzimmer wohnte.

Meine vier Grundschuljahre verbrachte ich in der Friedensschule auf der Großmutterwiese. Das klingt ganz romantisch, war damals aber äußerst spartanisch. Die Schule bestand aus einer U-förmig gebauten Holzbaracke. Im linken Flügel waren die Buben untergebracht, die Mädchen in der Mitte und rechts befand sich die Berufsschule. Im Sommer herrschte in den Klassenräumen brütende Hitze, im Winter wurde ein kleiner Kanonenofen geschürt und wir behielten oft unsere Mäntel an. Es gab auch Schulspeisung von den Amerikanern. Wir brachten einen kleinen Weißblechkanister mit in die Schule und erhielten einen Schlag aus dem großen Kessel. Das konnte Erbsensuppe oder Haferbrei sein, war warm und machte satt. Manchmal gab es auch Kakao.

Probleme hatte ich nicht. Wenn ich mit meinem zumeist sehr guten Zeugnis heimkam und gebührend gelobt werden wollte, sagte Papa nur, das sei doch selbstverständlich. Mama und Tante Elly lobten mich aber immer und ich bekam auch mal 50 Pfennig oder 1 Mark für mein Sparschwein.

Nach der vierten Klasse machte ich die Aufnahmeprüfung ins Humanistische Gymnasium in der Grünwaldstraße, das dort zur Untermiete in die Lehrerinnen-Bildungsanstalt eingezogen war. Dazu musste ich drei Tage lang Aufsatz und Diktat schreiben, Textaufgaben lösen und Fragen beantworten. Eigentlich war ich für die Oberrealschule vorgesehen, in die Hermann früher gegangen war. Dort nahm man aber trotz Intervention der Religionslehrer Keilwerth und Eschenbach in diesem Jahr keine Mädchen mehr auf und das Gymnasium der Englischen Fräulein als reine Mädchenschule war wegen des Schulgeldes unerschwinglich. So lernte ich eben Latein und Griechisch, was mir im Nachhinein gesehen auch nicht geschadet hat.

Am Gymnasium gab es viele Fahrschüler und die Verkehrsverbindungen in den Spessart oder den Kahlgrund waren noch recht dürftig. So habe ich oft Elisabeth Vollkommer und Wolf Beckmann mit heimgenommen. Sie aßen bei uns zu Mittag, machten Schularbeiten und blieben, bis der Bus oder der Zug abfuhr. Mama wollte das so, mir war es nicht immer recht. Besonders Wolf Beckmann ging mir zeitweise sehr auf die Nerven, er wollte nie selbst seine Hausaufgaben machen. Einmal übersetzte ich „domus publica“ mit „öffentliches Haus“ und Wolf fragte mich, ob ich denn wisse, was ein öffentliches Haus sei. Meine prompte Antwort, das sei ein Rathaus, quittierte er mit einem spöttischen Lächeln.

Schlimm war auch, dass ich mir am ersten Ferientag nach der ersten Klasse, als ich Gabriele Schmitt die Sandsteintreppe zu ihrem Haus hinauf nachlief und stolperte, meine nagelneuen großen Schneidezähne abgebrochen habe. Ich hatte auch eine Gehirnerschütterung, musste die ganzen großen Ferien liegen, durfte nicht lesen und hatte furchtbar Langeweile. Als die anderen Kinder wieder zur Schule mussten, bekam ich eine Woche Sonderferien, die ich in Wiesen verbrachte, einem Spessartdorf, aus dem Opa Götz stammte und wo sein Bruder, Onkel Wendelin, mit seiner Familie eine kleine Landwirtschaft betrieb.

Wiesen war nicht so leicht erreichbar, besonders, wenn man kein Auto besaß. Aber man konnte hinlaufen, wenn man bis Heigenbrücken mit dem Zug fuhr. Für mich war das eine ziemlich lange Strecke, vor allem, wenn man am Spätnachmittag wieder den ganzen Weg nach Heigenbrücken zurückgehen musste. Trotzdem war es ein Ausflug, auf den ich mich freute.

Onkel Alfred von der Mainbrücke, Mamas Bruder, besaß ein Auto und bei seltenen Gelegenheiten wurde ich mitgenommen. Wir fuhren nach Wiesen und ich schaffte es bis zur Steige hinter Sailauf, dann war mir so schlecht, dass mich Onkel Alfred gerade noch aussteigen lassen konnte, ehe ich das Auto in Mitleidenschaft zog. Ich konnte das schöne Essen und Tante Fines Kartoffelklöße nicht genießen.

Ich denke, es war im Sommer 1945, als Mama mich aufs Rad setzte und mit mir nach Wiesen fuhr, oder besser schob. Auf der Hochstraße konnte sie dann wieder aufsteigen und fahren, aber irgendwie kam sie aus dem Gleichgewicht und wir fielen neben der Straße in die Himbeeren. Mama hatte Angst um mich und ich hatte Angst um Mama und wir weinten beide ein bisschen.

In Wiesen betreute mich hauptsächlich Tante Fine. Ihr gehörte die Kammer, die gegenüber der Wohnstube lag und ich durfte bei ihr schlafen. Sie war unverheiratet, ungeheuer dick und immer fröhlich. Wenn sie lachte, und das tat sie oft, musste sie sich immer die Tränen aus den Augen wischen. Sie trug ein geschnürtes Korsett, ich durfte ihr helfen, die Schnüre festzuzurren und stemmte dazu meinen Fuß in ihren Rücken. Sie hat – zu meiner Belustigung- dabei laut gestöhnt und geprustet.

Der Tag in Wiesen begann früh mit dem Futtermachen. Onkel Wendelin stand um 5 Uhr auf, nahm die Sense über die Schulter und ging zum Mähen. Später kamen Georg oder Tante Fine mit dem Kuhfuhrwerk nach, das Gras wurde mit der Heugabel aufgeladen und zum Hof gebracht. Waren die Kühe gemolken und gefüttert, gab es Frühstück.

Für den Schweinestall war Tante Fine zuständig. Sie kochte das Futter aus Kartoffeln, die mit Kleie vermischt eine nahrhafte Pampe ergaben und dem Gequieke und Gerangel am Futtertrog nach zu schließen, den Schweinen sehr gut schmeckte.

Wenn im Hochsommer das Korn eingebracht wurde, waren das anstrengende Tage für alle. Zuerst wurde der reife gelbe Weizen geschnitten, dann die Garben gebunden. Wenn das Korn am Halm nass geworden war, wurden die Garben zum Trocknen um dreifüßige Holzgestelle

herum aufgestellt. An einem heißen Tag war dann alles, was Beine hatte, auf dem Feld. Die Jüngsten dirigierte das Fuhrwerk mit den Kühen jeweils ein paar Meter weiter, Georg stand oben auf dem Wagen, nahm die Garben entgegen, die ihm mit einer Heugabel hochgereicht wurden und schichtete die Ladung, die immer höher wurde. War das Limit erreicht, durfte man sich auf die schwankende Last setzen und dann ging es die Brücker Höll abwärts. Nun betätigte Georg, der hinter der Fuhre herlief, die Bremsen und Tante Fine und Onkel Wendelin dirigierte vorne die Kühe, denen der schwere Wagen von hinten Druck gab. Für mich war es aufregend, für die Erwachsenen äußerst anstrengend. Besonders hektisch wurde es, wenn ein Gewitter drohte und alles noch trocken eingebracht werden sollte. Anschließend kam dann die Dreschmaschine, das Korn wurde in den obersten Scheunenboden geschafft und das Stroh gebündelt. Später gab es dann einen Mähdrescher und die Arbeit war nicht mehr so anstrengend.

Wenn in Wiesen Brot gebacken wurde, war das eine größere Aktion.

Es wurde Sauerteig angesetzt, der dann mit Mehl, Wasser und Salz in einer riesig großen hölzernen Mulde mit bloßen Händen zu einem zähen Brei vermengt wurde. Man ließ den Teigansatz über Nacht gehen, knetete am nächsten Morgen noch mal alles durch und füllte ihn portionsweise in bemehlte, flache Strohkörbe. Wenn der Backofen draußen die richtige Temperatur hatte, wurden die Körbe auf das Einschussbrett gestürzt, die Teigfladen mit Wasser bestrichen und in den heißen Ofen geschoben. Nach dem Backen wurden die knusprigbraunen und duftenden Brotlaibe nebeneinander auf ein Holzlattengestell sortiert, unter die Kammerdecke hochgezogen und waren dort luftig und mäuse sicher aufbewahrt. Ehe ein frischer Laib angeschnitten wurde, zeichnete Onkel Wendelin mit dem großen Brotmesser ein Kreuz auf die Unterseite, klemmte sich anschließend den Brotlaib vor die Brust und schnitt große Scheiben ab. Der angeschnittene Laib wurde in die Tischschublade gelegt und wer Hunger hatte, konnte sich etwas abschneiden. Da auf Vorrat gebacken wurde, war das Brot umso härter, je näher der nächste Backtag rückte.

Mich störte das nicht so sehr, meine Zähne waren noch gut und die Hauptsache am Brot war für mich die Butter, die dick darauf geschmiert wurde oder die Wurst, die aus Georgs Hauschlachtung stammte.

Auch die Butter wollte verdient sein. Die Milch wurde zentrifugiert, die Sahne, die obenauf schwamm abgetrennt und gesammelt und dann im Butterfass „gerührt“. Das dauerte und die Handgelenke wurden dabei ziemlich müde. Wenn sich dann endlich das MilCHFett von der Molke getrennt hatte und Kügelchen und Brocken bildete, wurde alles durch ein Tuch geseiht, die Butter geformt und die Buttermilch gab es zum Abendessen. Sie stand dann in einer großen irdenen Schüssel auf dem Tisch und man konnte seine Bratkartoffeln eintauchen. Es schmeckte köstlich.

Melken habe ich nie gelernt. Es war mir ein bisschen unheimlich so nahe unter und zwischen den großen Kühen. Ich hielt mich lieber hinter ihnen im Stall auf und schaute den Schwalben zu, die an der Decke ihre Nester aus Schlammkügelchen bauten oder ihre Jungen fütterten. Fliegen gab es ja überreichlich. Wenn Onkel Wendelin mich ärgern wollte, spritze er mir beim Melken die Milch direkt ins Gesicht.

Zum Ausmisten wurde die hintere Stalltüre geöffnet, da war der Misthaufen, auf den auch die Öffnung des Plumpsklos mündete. Dieses Klo lag am Ende der Altane im 1. Stock in luftiger Höhe, ein Holzverschlag ohne Licht mit einem Nagel, an dem geschnittenes Zeitungspapier aufgespießt war. Im Winter war der Geruch nicht so intensiv wie im Sommer, dafür zog es aber buchstäblich von allen Seiten.

Schön war es, auf dem Heuboden nach den jungen Kätzchen zu suchen, Verstecken zu spielen oder von ganz oben auf die nächst untere Ebene ins Heu zu springen. Hinter dem Haus ging es zum Burn, das war eine ganz klare kalte Quelle, mit Brunnenkresse überwuchert, und eine wunderbare Kühlung für sommerheiße Kinderfüße.

Das Grundstück selbst grenzte an den Löschteich der Feuerwehr, der Hunderten von Fröschen als Laichplatz diente. Dementsprechend war der Lärmpegel, an den man sich aber irgendwann gewöhnte.

Während eines meiner Ferientaufenthalte gab es am Abend ein schweres Gewitter. Der Blitz schlug in die Nachbarscheune ein, es gab einen Brand und die Gefahr, dass das Feuer auf unser Haus übergriff, war groß. Zum Glück war der Löschteich in unmittelbarer Nähe. Ich wurde zum Nachbarn gebracht und zu dessen Tochter ins Bett gesteckt. Das Feuer konnte gelöscht und das Vieh gerettet werden, aber ich hatte noch viele Jahre lang heillose Angst vor Gewitter.

An der Brücker Höll, was wohl ein Hohlweg an der Brücke und kein Hinweis auf die Hölle sein sollte, wuchsen viele Himbeeren, die ich zu pflücken half, später im Sommer waren es dann weiter draußen Brombeeren und gegen Ende der Ferien im Wald die Heidelbeeren. In die Brombeeren ging ich nicht so gerne. Die Sträucher waren hoch, stachelig und undurchdringlich und am schlimmsten waren die Bremsen, die mich piesackten. Heidelbeerpflücken war mühsam, aber hinterher gab es als Belohnung einen tiefen Teller mit kühler Milch oder Rahm, Heidelbeeren und Zucker. Das entschädigte für alle Mühen.

Manchmal gingen wir auch in die Pilze. Vor allem an Steinpilze kann ich mich erinnern.

Zum 15. August, Maria Himmelfahrt, wurde die Würzbürde gebunden. Dazu brauchte man etwa 15 Heilpflanzen und Tante Fine war Expertin. In die Mitte sollte möglichst eine Königskerze, die gab Stand und sah schön aus. Drumherum arrangierte sie Malve, Kamille, Schafgarbe, Rainfarn, Spitzwegerich, Baldrian, Salbei, Ringelblumen, Mädesüß, Mutterkraut, Kornblumen und was weiß ich noch alles. Die Sträuße wurden in der Kirche geweiht und insgeheim wollte jede Bäuerin den schönsten haben. Die geweihten Sträuße wurden im Herrgottswinkel aufgestellt und halfen, die Gesundheit von Mensch und Tier zu erhalten.

Wann ich meine letzten Ferien in Wiesen verbrachte, weiß ich nicht mehr. Es wird wohl während meiner Grundschulzeit gewesen sein.

Unmerklich gingen meine behüteten und, trotz der widrigen äußeren Umstände, fröhlichen Kinderjahre zur Neige. Und die unbeschwerte Jugendzeit war kurz. Hermann studierte in Würzburg, Bernhard fuhr nach Darmstadt zur Kunstschule und verbrachte dann ein Jahr in England bei Harry Davis in der Töpferei, Marilies war ein Jahr lang au pair in London bei Familie Howard und ich blieb in unserem ehemals trubeligen Haushalt mit den Eltern alleine zurück. Als dann Papa mit 62 Jahren an einem Herzinfarkt starb, war ich vierzehn, nach Mamas Tod, die zwei Jahre später 56-jährig einem Magenkrebsleiden erlag, waren Kindheit und Jugend endgültig und unwiederbringlich vorbei.